

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 222. — Wenn Sie mich jetzt lesen, wie ich in mei...

un was ich in mei Fehs für Rintels hen un es deht Sie Jemand sage: „Soll is die große Senger, die Primmobonne, wo in die große Kperie in ihre Teits so etredies gegudt hot...

mit meinde; so ebbs is schon Annere gehäppend un ich hen von wege den doch noch den nämliche Kiepfert for dich. Well, ich hen zuerst gar nit gewiht, was ich sage hen solle. Die Wedesweilern hot grad geädt, als wann das, was mich gehäppend war, das einzige Ding war un wann se gar nids von wüht, was se mich zugefügt hätt. Ich hen gesagt: „Wedesweilern, ich will dich omel ebbs sage. Wann ich dich die Wahrheit sage soll, dann bist du ganz alleins an mei ganzes Unglück schuld gewese. Wie du gefagt host, „Fui Deiwel“, do hen ich mich so erschrode, daß ich mich ein Eckert gewese hen un dobei is mein Westbennel geboset. Wann du e Freund von mich wärscht, wie du immer flehme duht, dann hättst du mich intorettscht, hättst ianower nit ie Etenschen von ie annere Viebels an mein Edzident gefasht. Du bist mich e Schöne. Henn ich das un dich verdient? Un do hen ich widder gestart zu greine. Die Wedesweilern hot gesagt: „Lizzie“, hot se gefagt, „du bist das größte Kameel, wo ich in mei ganzes Leibe gefehn hen, edzept dein alter Mann, bitabs der duht dich wann un dann noch biete. For was ich do von dich all gelescht wer'n, do bin ich so innefent dran wie e neugeborenes Kalb. In die erschte Lein hen ich nit Fui Deiwel gerufe, in die zweite Lein hen ich nit die Etenschen von die Publit an dei Edzident gefasht, in die dritte Lein hen ich ianowerhaupt nids gefehn un dann noch e anneres Ding: ich sin gar nit in den Schoß gewese, bitabs ich hen sellen Obend e Fehs gebabt, das war so gefascht gewese, daß es gegudt hot wie e verdrickte Wattermellen. Was ich von den ganze Bihneß weiß, das hot dein alter Mann, der Philipp, in unserm Plah verascht, un du mußt also den for alles blehme.“ Mister Edithor, jetzt denke Se sich emol, wie ich do gestanne hen! Wie e Kalb, was sei eigne Mutter nit mehr tenne duht: wie e Schoof, das sei ganzes Zell voll Distele kriegt hot, wie ein alter Mann, wo e Bombelie uff sein Dabshedd siße hot! Wedesweilern, hen ich geat, wann das wahr is, dann bist du die feinste Leibe, wo an die ganze Welt in Edstizung is, un dann hen ich se noch ein fastige Kih gewese. Se hot mich dann mit nach ihren Plag genomme un do hen mer Veröhnungsseft zellebrecht, daß es getracht hot. Off Rohes hen ich die Edspenzes bezahle müsse.

Mit beste Regards, Yours, Lizzie Hanstengel.

Auswas.

A.: „Nicht, meine Herren, nach dem Vortrag des Herrn H. über Alkohol im Bier und seine Wirkung, möchte man gar kein Bier trinken?“ B.: „Ne, mein Gutsheiler, der uns wickt der nicht, denn wir trinken noch ein Schnaps dazu, — der schlägt wieder.“

In der Sommerfrische.

Hoteller: „Der Herr von No. 4 is aber wirklich e tüchtiger Schnorcer! A ganze Woche war er da, die ganze Familie hat mit Rechnung maden geholfen, und wir bringen halt nicht mehr als 21 Mark heraus!“

Wer Schuld hat.

Freund: „Die Sektion bei mehreren Deiner gestorbenen Patienten hat ja ganz andere Leiden ergeben, als Du annahms. Deine Disanosen schemen dennach wenig zuverlässig zu sein.“ Junger Arzt: „D, die Diagnosen sind schon zuverlässig, aber — die Patienten nicht!“

Prattisch.

Kollege (auf dem Amt erzählend): „Sehen Sie, meine Herren, ich nehme jeden Tag in der Küche zwanzig Kaffebohnen aus der Bläse, außerdem fünf Stückchen Zucker und eine Fingerspitze Thee. Das sammle ich dann in drei großen Tüten und sende die jedes Jahr meiner Frau zum Geburtstog.“

Ein Baseball-Umpire wurde um \$50 bestraft, weil er eine Holzerei zwischen zwei Spielern nicht zur rechten Zeit verhinderte. Eigentlich ist der Umpire verpflichtet, die Prügel selbst entgegenzunehmen.

Durch die Blume.



Herr: „Sie sind also noch zu keiner Entscheidung gekommen, gnädiges Fräulein! Fällt Ihnen denn die Wahl zwischen dem Assessor und mir so schwer?“ Dame: „Die Wahl nicht... aber Ihnen meine Entscheidung mitzutheilen...!“

Ein Grund.

Es war geradezu ein Vergerniß für ein paar Matrosenfrauen und ein paar Westarbeiterfamilien aus der Nachbarchaft, wie orientlich es immer bei Edoard Bugten zunging. Er war nur ein alter Schiffszimmermann mit einem lahmen Bein, und man hätte meinen sollen, daß er seine liebe Noth gehabt hätte, angeheuert zu werden, aber er that seine Schuldigkeit nach besten Kräften, und allem Anschein nach mußte er wohl gut für seine Familie sorgen, denn Andrea, seine Frau, brauchte weniger auf Auhnarbeit zu gehen als die anderen Frauen der Bucht, und ihre Kinder waren netter geleiht und besser erzogen als die meisten Kinder der kleinen Leute ringsumber.

Dazu kam noch, daß Andrea so eine eigenhümliche Art hatte, von ihrem Mann zu reden; sie that gern so, als sei auf alles, was Edoard gefagt und gethan hatte, so unendlich viel mehr zu gehen als auf anderer Leute Reden und Thun, sie that so, als sei es viel besser und sicherer, Frau oder Kind des armen lahmen Tropfs zu sein als irgend eines anderen Mannes. Allein ihre Art, beim Staumjung zu sagen: „Er, Edoard, wird schon kommen und bezahlen,“ oder wie sie zu einem Haufir sagen konnte: „Komm heute Abend wieder vor, wenn Edoard selbst zu Hause ist!“ — Himmel noch mal, das klang ja, als ob sie mit einem großen Kheber verheirathet wäre, anstatt mit einem armen, lahmen Schiffszimmermann!

Deshalb waren da einige unter den Nachbarinnen, die es ihr fast gönnten, daß sie zu ihrer großen Verwunderung keinen Brief von Edoard erhalten hatte, obwohl die Schutte, auf der er sich haite anbeuern lassen, schon vor Monaten an ihrem Bestimmungsort angekommen war. Das war ihr noch nie passiert, er war immer so absolut zuverlässig gewesen in dieser Hinsicht; ja, die anderen Frauen der Bucht, deren Männer oder Söhne auf demselben Schiff fuhren wie Edoard, hatten sich sogar gewöhnt, nicht eher beim Postkontor nach Briefen zu fragen, als bis sie hörten, daß Andrea einen Brief von Edoard gehabt hatte.

Daß ihr nun auch einmal etwas fehlschlug, gönnten sie ihr beinahe, wie gefagt, es war ja auch nichts Schlimmes dabei, denn passiert konnte nichts sein, die Schutte war ja wohlbehalten angekommen. Und sie nedten sie, indem sie sie täglich fragten: Na, schreibt Edoard flehig?

Worauf sie in der Regel antwortete: D, das wird er schon noch thun; wenn er es nicht eher gethan hat, wird es schon seinen Grund gehabt haben.

Du sollst sehen, er hat sich verändert, seit er mit dem Engländer gefahren ist, vielsticht ist er nach Australien durchgebrannt, fuhren sie fort, sie zu reden.

Ah, der Brief wird schon kommen, antwortete Andrea wieder, bei den großen Entfernungen kann leicht einmal was verlegt gehen mit der Post. Es wird schon seine Krafade haben.

Edoard Bugten war nämlich darauf verfallen, sich auf einem englischen Schiff zu verheuern, das Holz nach Sydney geladen hatte. Er war in diesem Herbst zeitig nach Hause gekommen, und die Bettelinde, mit der er nun zwei Jahre lang gefahren war, hatte in diesem Jahr so unvernünftig früh aufgelegt, daß er Lust bekam, sich noch einmal zu verheuern und nach dem Süden zu fahren, anstatt nach Hause zu gehen und wenig oder nichts zu verdienen.

Es traf sich gut, daß das schwere englische Eisenstiff Guiding Star gerade an der anderen Seite des Flusses lag und Holz lud, und noch besser bogte es, daß der englische Kapitän gerade einen Schiffszimmermann gegen gute Feuer anmußtern wollte. Edoard Bugten verheuerte sich, und spät am Abend, bevor am anderen Tag in der Morgenröthe der Engländer fahren sollte, ging Edoard an Land und nahm Abschied von Andrea und den Kindern.

Zur standen die letzten Augenblicke so gut in Erinnerung. Es war Anfang November, und es war ziemlich kalt geworden gegen Abend. Als er dann gehen mußte, küßte er die Kinder alle zusammen, nahm das Bündel mit dem frischen Brod und den paar Hemden, küßte Andrea und stand dann noch eine Weile und sah sich im Zimmer um, wobei er sich auf das gesunde Bein stützte. Dann seufzte er und hinte hinaus.

Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf gebunden und wollte ihm das Geleite geben um die Bucht herum, jedenfalls bis zur Mitte der Bucht, wo der hölzerne Steg über den kleinen Fluß gelegt war, der mitten in die Bucht hineinging; von dort aus hatte er nicht mehr weit bis zur anderen Seite der Bucht, wo das Schiff des Engländers lag und auf ihn und noch ein paar andere von der Mannschaft wartete.

Aber es war, wie gefagt, kalt geworden, und deshalb meinte Edoard: Geh hinein, Andrea, und lauf nicht herum und werd' krank!

Sie that, was er sagte, denn sie war es so gewöhnt. Er nahm Abschied von ihr und sagte, wie er immer zu sagen pflegte: Der Herr sei mit euch allen, mit dir sowohl wie mit den Kindern. Du weißt, ich schreibe dir am selben Tage, wo ich dort komme. Als er schon ein paar Schritte entfernt war, hatte er sich noch einmal nach ihr umgewandt: Ja, und dunn sieh zu, daß

du dich mit dem Geld einrichtest, wie ich es dir gefagt habe, Andrea; es ist schlimm, daß ich dir diesmal keine Heimathszahlung verschaffen kann, wie du es sonst gewohnt bist, aber der Ausländer läßt sich darauf nun eben nicht ein. Na, du bekommst auch so bei Andrea, was du brauchst, ich schide trogdem an ihn, ja das thu ich.

Dann war er mit dem kleinen Bündel unter dem Arm davon gehint, und sie hatte dagestanden und hatte ihm nachgesehen, bis er verschwunden war. Mitten in der Bucht draußen hatte sie seine Stimme noch einmal lebendiger zugerufen. Adio, adio, Edoard! hatte sie gerufen. Dann war es still geworden; er war wohl schon zu weit entfernt gewesen.

Das war ganz im Anfang November gewesen, und nun war es schon April geworden, ohne daß sie einen Brief von ihm erhalten hatte. Ach, das wird schon seinen Grund haben, ich werde wohl bald von Edoard hören, ihr werdet es schon sehen, sagte sie zu allen, die sie fragten.

Spät kam der Frühling in diesem Jahr. Andrea Bugten war tagaus lagen hingegangen, un zu sehen, ob das Eis nicht soweit aufthauen wollte, daß sie bis an den Steg kommen konnte, um dort Wäsche zu spülen, es war soch ewiges Ende, mit der Wäsche bis zur Quelle zu schleppen.

Endlich sah es aus, als ob das Eis weichen wollte. Die Sonne schien, und mitten drinnen in der Bucht, wo der kleine Seitenfluß unter dem Steg hindurch floß, sah sie das klare Wasser flach schimmern. Sie war gleich zur Stelle und kniete auf dem Steg nieder und begann mit dem Spülen.

Aber unter dem dünnen Eis, etwas Weiter unter dem dünnen Eis, etwas Schwarzes lag, es schien Zeug oder dergleichen zu sein. Ein Rod, den jemand verloren hat, dente sie un geht hin, um ihn aufzufischen. Als sie näher temnt, sieht sie, daß es ein Rädchen ist, der mit einer blauen Duffeljade bekleidet ist. Am Strande liegt ein Ende von einer Latte, das nimmt sie und stößt damit das Eis rings herum entzwei. Da wendet sich der blaue Rädchen langsam, und Edoard Bugtens Gesicht mit dem roten Bart starrt ihr, noch tennlich, entgegen.

Später kamen alle Frauen aus der Nachbarchaft, um sie zu trösten. Er ist mit seinem armen, kranken Bein auf dem Steg ausgeglitten, sagte jemand. Mein Gott, da hat er den ganzen Winter gelitten, tagte eine andere Nachbarin, seine hundert Ellen von seiner eigenen Thür!

Aber Andrea hatte kein Wort zum Dank. Ein einziges Mal legte sie ihren Kopf in den Schooß einer Nachbarin und weinte leut: Da könnt ihr es selbst sehen, wenn Edoard nicht schriebe, so hatte es schon seinen Grund.

Die Amerikaner in Berlin.

Von allen in Berlin sich aufhaltenden Ausländern treten jetzt zweifellos die Amerikaner am meisten in den Vordergrund. Der Straßenbummler staunt immer wieder, wenn er hört, daß ihre Zahl selten mehr als 1000 beträgt. Er hätte sie auf das Fünftel zehnfache geschätzt, denn überall, wo er hinfommt, in den Museen, vor den Schaufenstern der Hauptstraßen, an den Haltestellen der Elektrischen, in Thiergärten, in Foyers der Theater, in den Hörsälen der Hochschulen klingen die wohlbetannten Laute des nasalen Englisch, wie es jenseits des großen Teides gesprochen wird, an sein Ohr. Dreht er sich dann unwillkürlich um, so fällt sein Blick wohl auf einen glattrasirten, Herrn in einem fremdartig zugechnittenen Anzuge und unbekanntbar amerikanischen Stiefeln, der sich mit einer schiden, aber nach deutschen Begriffen etwas auffallend gefledeten Dame unterhält — schon wieder Amerikaner!

Wie fangen es die 1000 an, um sich in dieser Weise zu verzeihnen? Die Engländer, die ihnen an Zahl beinahe gleich kommen, verschwinden im Vergleich zu ihren Vettern gänzlich von der Bildfläche. Und doch hat noch niemand behauptet, daß die Bewohner des Inlandreichs aus übergroßer Bescheidenheit sich scheuten, in den Vordergrund zu treten. Die Erklärung liegt anders. Abgesehen von dem Englischen der deutschen Witzblätter, der wohl hier und da auch im wirklichen Leben vorkommt, kleidet sich der Breite ähnlich wie der Deutsche, oder auch umgekehrt. Er fällt durch nichts auf der Straße auf, und dasselbe gilt von der englischen Weiblichkeit — denn große Hüfte findet man auch gelegentlich bei deutschen Jungfrauen. Vor allen Dingen aber redet er leise, sogar sehr leise, ganz im Gegenlag zum Amerikaner, der, von Natur ungleich lebhafter und nervöser, eher schreit als spricht (und dasselbe ist leider bei den Amerikanerinnen der Fall), was bei der seltsamen nasalen Intonation nicht verstehen kann, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. In dies nun einmal geschieden, so thun die Kleider das übrige. Sie bilden stets einen vollkommenen Gegensatz zu der in Europa herrschenden Mode. Sind die Weinkleider hier weiß, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie drüben möglichst eng getragen werden; befiehlt hingegen die Mode das enge Weinkleid, so herrscht

gewiß in Amerika das auffallend hüte mit grosen Rande trug, fielen die Amerikaner durch ihre mit winzig kleinem Rande versehenen auf, — kaum hatte man hier diese eingeführt, als die Amerikaner mit riesig großen erschienen. Wenn man in Betracht zieht, daß die Parfess in Modedesign stets geneigt sind, alles auf die Spitze zu treiben, so wird man ohne weiteres das Aufsehen, das sie durch ihre Kleidung erregen, verstehen. Sprache und Kleidung sind es aber, die ihnen das Amerikanische verleihen, das dem Europäer so auffällt und ihn dazu verleitet, in einer Großstadt wie Berlin ihre Zahl oft ganz erheblich zu überschätzen. Die Amerikaner der Reichshauptstadt theilen sich in die Durchreisenden, die Stubienden und die Ansässigen. Die Durchreisenden sind entweder Touristen oder Leute, die Geschäfte in Berlin zu erledigen haben — manchmal auch beides zugleich. Sie bleiben höchstens ein paar Tage und wohnen im Hotel. In diese Kategorie gehören die Millionäre und Multimillionäre, die Vanderbilt, Morgan, Rockefeller, und wie sie alle heißen, die selbst, wenn sie nach der Kieler Woche einen kleinen Absteher nach Berlin unternehmen, ihren Besuch in der Regel recht kurz bemessen und schleunigst nach ihrem geliebten Paris entziehen, das die Erleichterung ihres Geldbeutel's besser versteht.

Am zahlreichsten vertreten in der eigentlichen amerikanischen Kolonie, der man die Oberwachten wegen der Kürze ihres Aufenthaltes nicht zurechnen darf, sind die Musikstudirenden. Mar. braucht bloß irgend ein beliebige Konzert zu besuchen, um sich davon zu überzeugen. Die Hälfte der Zuhörer wird aus Amerikanern bestehen. Oft meint man, überhaupt nur Englisch zu hören. Und erst auf der Straße, in der Gegend der Hochschule und der Konservatorien!

Die Geiger zieht der Weltruf Joachims unüberstehlich an, ihrer aller Ehrgier ist, in der Hochschule zu Schülern des Meisters ertoren zu werden. Die Pianisten haben so viel Auswah! an hervorragenden Lehrkräften, daß ihnen die Wahl schwer wird. Flehig üben sie alle — das können die schwergeprüften Pensionsmütter und Zimmernachbarn mit gutem Gewissen bezugeln. Die Lust zur Arbeit ist eben eine den Amerikanern angeborene Fähigkeit, und die meisten haben auch nur ein oder zwei Jahre Zeit — länger reizen die Geldmittel bei den theuren Unterrichtsständen nicht aus. Viele haben sich durch Stundengeben in Amerika erst das nötige Geld zur Reise und zum Lebensunterhalt in Berlin verdienen müssen. Eins nur fällt bei diesen sonst in vielerlei Beziehungen bewundernswürthen jungen Leuten etwas unglücklich auf — das Vorwachen des praktischen Sinns. Künstlernaturen sind es im Allgemeinen nicht, und die meisten wollen gar nicht Künstler werden, oder verstehen den Begriff vielfach überhaupt nicht. Für sie gibt es als höchstes Ideal nur den Virtuosen, denn er verdient das meiste Geld. Und da bei dem Virtuosen das Technische sehr in den Vordergrund tritt, so ist auch für sie die Erlangung einer fehlerlosen Technik der Endzweck des Studiums. Auch für die ihnen in Berlin so zahlreich gebotenen Gelegenheiten, ihre allgemeine Bildung zu vervollständigen, fehlt den amerikanischen Musikstudirenden meist der Sinn. Sie befassen sich nur mit Musik, und in der Musik wiederum nur mit Technik.

In Berliner Malekretisen findet man wenig Amerikaner — wohl weil Paris mit seiner glänzenden Tradition für sie ein unüberstehlicher Magnet ist — aber in den Hörsälen und Säugeln der Universität begegnet man auf Schritt und Tritt den amerikanischen Studenten und Studentinnen. Viele sind darunter, die fast ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, die Kollegs besuchen. Ob sie viel dabei profitieren? Man wird antworten, sie lernen das durch wenigstens etwas Deutsch. Das ist häufig, wenigstens bei den Damen, die Philologie studiren, der Hauptzweck der Uebung.

Wesentlich anders liegt die Sache selbstverständlich bei den männlichen Studenten. Viele junge Leute, die in Amerika schon praktizirt haben, kommen alljährlich nach Berlin, um ihre medizinischen Kenntnisse zu erweitern. Auch in den anderen Fakultäten findet man eine überraschend große Anzahl erfrischer und flehiger Amerikaner, die ernsthaft bemüht sind, den Geist der deutschen Wissenschaft zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Am beliebtesten ist das Studium der neuen Philologie, das wohl die größte Anzahl amerikanischer Zuhörer anzieht. Bei dem beispiellos hohen Ansehen, das die deutsche Wissenschaft im Auslande genieht, wird der Zufluß aus Amerika voraussichtlich in den nächsten Jahren noch erheblich anwachsen.

Ein interessantes Kapitel zur Geschichte des Kosmopolitismus bilden die in Berlin ansässigen Amerikaner. Sie spielen dieselbe Rolle in Deutschland wie die Deutsch-Amerikaner in Amerika, obgleich sie diesen an Zahl natürlich nicht annähernd gleichkommen. Es sind zum meist Wittnen, die sich in Berlin dauernd niederlassen, um ihre Kinder zu erziehen, was hier mit weit geringeren Kosten verbunden ist als in den amerikanischen Großstädten.

Sind die Kinder erwachsen, so lehren die Söhne in den meisten Fällen nach Amerika zurück, um in das Geschäftsleben einzutreten, während die Töchter mit der Mutter in Deutschland bleiben. Alles, was bei der ersten Amerikanerin unangenehm berührt, das Kärmenbe, Auffallende, Aufdringliche, haben diese jungen Mädchen abgestreift und nur ihre Vorzüge behalten, die schide Kleidung (etwas nach deutschem Geschmack abgetönt), das elegante Auftreten, vor allem die Gewohnheit des kameradschaftlichen Verkehrs mit dem stärkeren Geschlecht. Als Kinder besuchen sie deutsche Schulen, und so kommt es ganz von selbst, daß der Freundeskreis, in dem sie aufwachsen, ganz deutsch ist, und daß ihnen die deutsche Sprache allmählich viel geläufiger als die englische wird, die sie wohl fließend aber mit fremdländischem Akzent sprechen, und in die sie deutsche Konstruktionen und Redewendungen hineintragen. Mit der Sprache überehmen natürlich solche ausgewanderten Amerikaner auch alle deutsche Sitten und Gebräuche. Ostern, Weihnachten und Pfingsten werden auf deutsche Art gefeiert. Ein gewisser amerikanischer Patriotismus bleibt bestehen, aber die Liebe zur neuen Heimath ist die echter. Es gibt viele solcher Familien, die nichts dazu zu bewegen vermöcht, nach Amerika zurückzukehren. Das Leben und Treiben in Deutschland, das die durchreisenden Amerikaner bekanntlich in nicht immer taftvoller Weise lächerlich und altmodisch finden, sagt ihnen weit besser zu, als das Hasen und Jagen nach dem Dollar jenseits des Meeres.

Da sie fast nur in deutschen Kreisen verkehren, so ist es selbstverständlich, daß diese jungen Amerikanerinnen auch Deutsche heirathen und so endlich ganz deutsch werden. Daß diese Wandlung manchmal mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist, zeigt ein Vorfall, der sich vor Kurzem ereignete und eines gewissen humoristischen Weisheits nicht entbehrt. Eine schöne blonde Amerikanerin und ein junger Deutscher wollten in einigen Wochen den Bund fürs Leben schließen. Da verlangte die Berliner Behörde pflöglich von der achtzehnjährigen Braut als Ausländerin eine amtliche Befehigung, daß sie noch niemals vorher in den Vereinigten Staaten getraut worden war. Man schrieb nach Amerika, aber die Sache verzögerte sich, da man dort anscheinend mit der Ausstellung derartiger Dokumente nicht so vertraut war wie in dem bürokratischen Europa. Es drohte ein unermesslicher Aufschub des glückseligen Tages. Da kam dem gepinigten Bräutigam ein erlösender Gedanke. Er trat zum Standesamt und erbrachte den Beweis, daß seine Braut schon als zweijähriges Kind nach Deutschland gekommen und seitdem nicht wieder in Amerika gewesen sei. Er meinte, das würde genügen, um der Behörde klar zu machen, daß von einer vorherigen Heirath in Amerika nicht die Rede sein könne. Aber er irrte sich. Die Behörde forderte nach wie vor die Urkunde. Es blieb nichts übrig als die Trauung aufzuschieben und das Dokument mit Aufwand unfähiger Mühe zur Stelle zu schaffen.

Richard Russell.

In seiner Bottschaft an den Kongress von Peru erklärt sich der dortige Präsident für Frieden und für eine neue Anleihe. Hauptächlich wahrscheinlich für letztere.

„Kellner!“ rief der Gast in einem Restaurant, in dem eine Zigeunerkapelle spielte. — „Sie befehlen?“ — „Sagen Sie dem Orchesterdirigenten, er möchte ein sentimentales Stück spielen.“ — „Sentimental?“ — „Ja. Vielleicht übt das einen erweichenden Einfluß auf das Steak aus, das Sie serviert haben.“

„Tomny, gibt es etwas das du mehr liebst als ein Stück Ruchen?“ — Tomny (mit vollem Munde): „Ja, Mutter — zwei!“

Allerdings hat Japan für die Mandchurerei eine offene Tür eingezogen. Sie ist aber nur so breit, daß es selbst durchkann.

„Großfürst“, das Klingt doch viel hübscher als „Grafster“, wenn es auch ganz das Nämliche bedeutet.

Charakteristisch für die Verhältnisse in Russland erscheint, daß die offene Hevorte am häufigsten unter dem Militär auftritt, dessen Aufgabe ihre Unterdrückung sein sollte.

Professor Huntington behauptet, Luftballons seien als Fahrzeug so sicher wie Automobile. Da gehört aber wirklich nicht viel dazu.

Jetzt ist John D. Rockefeller schon mehrere Tage wieder im Lande und es ist immer noch keine weitere Erhöhung des Petroleumpreises angekündigt worden. Der liebe alte Herr ist doch nicht krank.

Nachdem die Japaner die besten Soldaten in der Mandchurerei in Besitz genommen, erklären sie, daß sie keine weiteren Vergünstigungen wünschen und bereit sind, mit den Vertretern anderer Nationen die Konkurrenz aufzunehmen.